

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

Die Prachtmenschen.

Roman von H. Niegisch.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sol Das freut mich! Nun wird wohl etwas mehr Leben in unsere Bude kommen, wenn die Mädels noch so sind wie vor acht Jahren!“ Pracht war frohgeläunt. Er hatte gerne Menschen um sich, und wenn diese jung, hübsch und weiblichen Geschlechts waren, so freute er sich doppelt.

„Deine Schwägerin, Mama?“ fragte Hans Willibald interessiert. „Tante Zensch, Bardon, von Zensch in München?“ verbesserte er sich mit gemacht schuldbehaftetem Gesicht, weil er die kleine Schwäche der Mutter für ihre adlige Abstammung kannte.

„Ja, Hans Willibald.“ Frau Pracht überhörte den kleinen Spott. „Die beiden Mädchen, Elenore und Hilde, kommen nächste Woche für längere Zeit zu uns. Ihr werdet es den jungen Damen recht angenehm bei uns machen, hoffe ich?“ wandte sie sich fragend an die beiden Söhne.

„Selbstverständlich, Mama,“ erklärte der Ältere.

„Wird gemacht!“ jauchzte der Jüngere. „Das soll eine vergnügte Riste werden.“

„Was sind das für Ausdrücke, Hans Willi.“ Die Mutter schüttelte mißbilligend den Kopf. „Auf dem Gymnasium lernt Ihr sie gewiß nicht.“

„O doch, Mama!“ verteidigte sich der Sohn. „Riste ist salonfähig. Unser Direktor selbst hat den Ausdruck schon wiederholt gebraucht und sogar —“



Der Reichszanzler von Bethmann-Hollweg in feldgrauer Uniform.

„Pissen! Wem willst Du das vorreden, Junge? Den Beweis für Deine Behauptung dürftest Du diesmal schuldig bleiben.“

„Oho, Mama! Ein Pracht bleibt niemals etwas schuldig. Unser Direktor hat uns erst vor kurzem gefragt, wem die Rüste von Sansibar gehört —“

„Höre auf, Junge, Du weißt, ich kann Deine Kalauer nicht ausstehen.“

Hans Willibald ließ sich jedoch nicht irre machen und fuhr mit vorwurfsvollem Gesicht fort: „Selbst der Verbrecher darf sich verteidigen, nur ich darf es nicht. Sind die Mädels allein, oder kommt wieder wie damals eine Gouvernante mit, die Englisch laut und noch ridikülere ist als ihre Ridikule?“

„Die jungen Damen brauchen keine Gouvernante mehr, mein Junge, sie sind erwachsen. Wenn Du Dich nicht als Kavaller betragst, werden sie mit Dir nicht viel beginnen und Dich links liegen lassen.“

„Herrjemine, ich glaubte, es wären noch zwei so tolle Dinger wie anno tobad, denen kein Graben zu breit, keine Stulle zu groß und kein Konfitürentopf zu entfernt war.“

„Die Menschen wachsen, Du bist ja auch nicht der wilde Bengel geblieben, wenngleich Du es an Uebermut auch jetzt noch nicht fehlen lässest.“

„Die Menschen wachsen, natürlich. Aber wer denkt denn gleich das Schlimmste. Ich freute mich auf die Mädels und nun kommen zwei junge Damen mit langen Schleiern und künstlichen Frisuren. Pfui Teibel.“

„Du tatest es also der Mutter zuliebe? Und wußtest doch, daß der Beruf Dich nicht befriedigen würde! Da hast Du der Mutter gegenüber edel, wie ein guter Sohn gehandelt. Das sieht Dir ähnlich. Ich könnte das, glaube ich, nicht.“

„Mache mich nicht besser, als ich bin, und Dich nicht schlechter, mein guter Junge. Wohl tat ich es der Mutter zuliebe, aber ich wußte noch nicht, daß die Offizierskarriere mich nicht befriedigen würde. Das habe ich erst viel später erfahren. Trotzdem blieb ich, blieb so lange, bis ich sah, daß der Mutter Wunsch durch ihren Jüngsten in Erfüllung gehen würde.“

„Durch ihren Jüngsten? Das wäre ja ich! Du glaubst, daß ich mich zum Offizier eigne?“

„Das ist meine feste Ueberzeugung. Es war auch meine Absicht, Dir zu dieser Karriere zu raten. In Deinen Adern rollt das echte Leutnantsblut, Du bist ein lebenswürdiger, leichtlebiger, forschender Kerl, ein wenig Neußerlichkeit macht Dir Freude, und der stramme Gamaschendienst wird Dich niemals drücken. Für Deine Gesundheit ist es auch weit besser, wenn Du in frischer Luft dumme Rekruten drillst, Deine Lungen durch kräftige Kommandos weitest, als wenn Du, wie es bisher Deine Absicht war, zus studierst.“

„Ich glaube, Du hast nicht unrecht, Hans Joachim. Wenn ich offen sein soll, muß ich gestehen, daß mir die fesche Uniform der Garde schon immer in die Nase gestochen hat. Aber nach dem Du die Deine ausgezogen hast, dachte ich —“ Hans Willibald schwieg verlegen und suchte nach Worten.

„Dachtest Du, Du müchtest es mir nachmachen, nicht wahr, Du großes Kind? Ahnte ich es doch, weil ich meinen kleinen Bruder kenne, der schon von jeher glaubte, daß das, was dem Großen gut und recht erschien, auch für den Kleinen gut und recht sei. Mein guter Junge, Du machst mich ja stolz, immer und in allem Dein Vorbild zu sein.“

„Man muß doch jemand haben, nach dem man sich richtet, wenn man selbst wohl ein toller, übermütiger Kerl, aber sonst ziemlich haltlos und unbeholden ist. Ich brauche jemand, der mir sagt: Das tue! Dann tue ich es, und wenn der Teufel und seine Großmutter selbst es mir wehren wollten. Aber den Jemand muß ich lieb haben und hoch schätzen, sonst tue ich es nicht.“

Hans Joachim strich dem Bruder sanft und zärtlich über den Arm: „Der Jemand bedankt sich, mein Junge. Ich weiß, Du bist so ganz anders geartet als ich und doch verstehen wir uns. Dir wird das Leben mehr geben als mir, weil Du nicht zuviel von ihm verlangst.“

„Verlangst Du denn viel vom Leben, Hans Joachim? Ich habe mich immer im stillen über Dich gewundert wie friedlich



Kaiserlicher Forsthilfsaufseher Gustav Dieb, mit dem Eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse. Dem Kaiserlichen Forsthilfsaufseher Gustav Dieb, der sich als Vizefeldwebel der Reserve beim Reserve-Jägerbataillon Nr. 8 durch hervorragende Leistungen, namentlich im Patrouillendienst, hervorgetan hat, wurde das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen.



Aufräumarbeiten in Antwerpen.

Auch in Antwerpen ist man eifrig dabei, alle Schäden, die der Krieg verursachte, zu beseitigen und besonders die Häuser, die durch Granaten oder Brand beschädigt sind, entweder abzureißen oder auszubessern, so daß binnen kurzem vom Kampf wenig zu sehen sein wird.

„Sage mal, aber sei nicht böse, daß ich Dich so ausfrage: Warum bist Du eigentlich nicht Offizier geblieben?“ begann Hans Willibald, als sie allein waren.

Hans Joachim sah träumerisch in die saftgrünen Wipfel der hohen Bäume, die ihre Kronen wie riesige Reden in den blauen Lüften wiegten: „Warum? Mein Junge, das wirst Du wohl kaum verstehen. Ich bin aus denselben Gründen aus dem Offizierkorps ausgetreten, wegen deren ich keinem studentischen Korps angehört habe. So glänzend der Beruf nach außen hin auch erscheint, so hat er doch gar manche Schattenseite. Das Rekruten-drillen, der Kasernendienst und so manches andere befriedigten mich nicht, mein Geist verdurstete dabei.“

„Warum bist Du dann erst Offizier geworden?“

„Es war der Herzenswunsch unserer guten Mutter, mein Junge, Du kennst ja die kleine Schwäche der sonst so Vortrefflichen. Sie wünschte, daß ihr Sohn die Karriere einschläge, die alle Zenschs schon seit vielen Jahren eingeschlagen hatten und welenachderen Meinung die eines Adligen einzig würdige ist.“

Der Vollmond warf seine silbernen Strahlenbündel verschwenderisch zur Erde herab, sie erfüllend mit dem ganzen Zauber einer mondhellsten Nacht.

Wie ein schimmernder Spiegel, fast völlig unbewegt, lag die Donau da. So lautlos und träge schob sie ihre Wellen weiter, daß sie den Eindruck einer riesigen glatten Fläche bot.

Die kleine Abtheilung Soldaten, die in dem bis dicht an den Fluß heranreichenden Wäldchen ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatte, verhielt sich schweigend, das jenseitige Ufer nicht aus den Augen lassend. Man wußte, daß man in vorgeschobener Stellung sich gerade einem starken feindlichen Detachement gegenüber befand. Die Donau machte hier eine Krümmung, und in dieser Einbuchtung, auf der anderen Seite, lagen die Serben. Es war die Weisung ergangen, nicht eher vorzugehen, als bis die Nachhut sich mit der Patrouille vereinigt haben würde, was kaum vor den ersten Morgenstunden der Fall sein konnte. So lagen und saßen die Soldaten umher, vor sich ein paar untätige Stunden, die man am besten zum Schlafen benutzte. Sie waren sicher, daß die Serben nach den in den vergangenen Tagen erlittenen Rückschlägen sich nicht so leicht vorwagen, sondern sich auf die Defensive beschränken würden — also konnte man sich die verdiente Ruhe gönnen, die nach den Strapazen der letzten Tage und Nächte schon fast Not tat.

Gyuri Farkas hatte den Wachposten bezogen. Er schritt mit geschulterter Waffe auf und ab, die Augen unermüdet auf das gegenüberliegende Ufer geheftet, das still und dunkel dalag. Er war ein schlanker, nicht allzu kräftiger Bursche mit einem schön geschnittenen, etwas weichen Gesicht und sehnsüchtigen, dunklen Augen.

Wie in der schweigenden Nacht längstvergangenes und die Ereignisse der jüngsten Zeit sich zu einem Chaos verdichteten, das ihn bedrängte! Er war einer gewesen, der seinen Weg ging, unerrückbar, das Ziel vor Augen: seine Musik und die Mariska. An seiner Fiedel hing er, seit er als kleiner, halbverhungelter Zigeunerjunge mit dem Vater durch die Dörfer gezogen war, um in Wirtshäusern, bei Hochzeiten und Kirchweihen aufzuspielen. Und die Mariska war wie ein Stern durch diese an Hunger und Schlägen reiche, lichtlose Jugend gegangen, sie, die kleine Nachbarstochter, die als Einzige gute liebe Worte für den Zigeunerbuben hatte. Als der heimische Gutsherr den Gyuri einmal spielen hörte — da schien das Glück gekommen.

Er hatte den Gyuri dem ewig betrunkenen Vater einfach weggenommen, der am Ende froh war, einen Esser weniger auf dem Halse zu haben. Der Gyuri war nach Budapest gekommen, sein Gönner half dem intelligenten, bildungsfähigen Jungen weiter, damit er lernen konnte . . . bis ein Herzschlag den Gütigen fortrastete aus dem vollen Leben heraus. Und die, die nach ihm kamen, kümmerten sich nicht weiter um den Pflegling des Verstorbenen. Er war ja jetzt groß genug, um selbst sein Fortkommen zu finden.

Und Gyuri gab seine hochfliegenden Kunstpläne auf, stellte sich mit beiden Füßen fest auf die Erde — und rang sich durch: aus dem barfüßigen Zigeunerjungen wurde der bejubelte Primas einer Musikkapelle, die in den vornehmsten Restaurants spielte, weite Reisen machte, Ehren und Geld einheimfend. War er auch nicht der Künstler geworden, von dem er einmal geträumt, so hatte er sich aus eigener Kraft sein Leben geschaffen.

Und nun sollte das Glück dennoch kommen! Er hatte gespart, erst Krone auf Krone und dann Schein auf Schein gelegt; in diesem Winter wollte er die Mariska holen, die daheim im Dorf bei seiner alten Mutter lebte und auf ihn wartete. Eine schöne Wohnung hatte er schon gemietet und Möbel gekauft; Stück für Stück zusammengetragen in das Nest, in das er sein Wädel führen wollte. Wie hatte er so gespielt, wie in den letzten Tagen, die ihn noch von seinem Glück trennten, von der Erfüllung seines Sehnsuchtsstraumes! Wie waren die Liebeslieder, die seine Fiedel sang, so heiß, so jauchzend gewesen wie jetzt, da er die strahlenden Augen seiner Braut vor sich sah, die bald für immer sein war.

Und dann, plötzlich, über Nacht, versank der Traum von Liebe und Glück! Sein König rief — und Gyuri mußte folgen! Statt Hochzeitsglocken — Kanonendonner! Statt Liebeslieder — Kommandorufe! Heimholen wollte er die braune Mariska in das traute Nest — und konnte jetzt nur zu kurzem Abschied zu ihr und der Mutter eilen.

Eine haltlose Verzweiflung war in ihm. Er war nicht feig, nein; aber in ihm brannte und loderte Lebenshunger. Alles hatte er sich aufgespart für die Zeit der Vereinigung mit seiner Jugendliebe! Und dieser Krieg, der da hereinbrach, freilich als bittere Notwendigkeit, aber doch als ein wirtschaftliches Unglück, das Millionen Existenzen vernichtete, er empfand ihn als etwas Ungeheuerliches.

Er mußte seinem König helfen, sicher, und seinem Vaterlande auch — aber — war er darum mit zusammengebißenen Lippen seinen Weg gegangen, vorwärts, immer vorwärts, um jetzt, knapp vor der Erfüllung zu scheitern! Krieg ist Krieg — wenn sie ihn nun totschießen oder ihn zum Bettler machen, zum Krüppel, diese Serbenhunde? —

Die Schritte des auf und nieder schreitenden Gyuri waren wilder und erregter geworden, er lief jetzt fast hin und her. Seine heißen Augen huschten über seine Hände hin, die das Gewehr hielten. „Hunde — Hunde!“ knirschte er mit zusammengebißenen Zähnen. Warum geben sie keine Ruhe — warum nicht! Wie sagte der Geistliche neulich in der Kirche: „Es kann der Bester nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Der alte Kaiser, der wollte den Krieg nicht, sie zwangen ihn dazu, dieses Gesindel, ohne das er jetzt mit seiner Mariska in ihrer traulichen Wohnung sitzen könnte, zwei Glückliche! Und statt dessen weint sich das arme Wädel die Augen rot, und er muß da herumlaufen in der Nacht und sich mit seinen Gedanken und seiner Sehnsucht quälen! Und wenn sie ihn doch totschießen, und er die Mariska niemals wieder sieht! Wie mehr ihre süße Stimme hört, irgendwo vermodern muß in fremder Erde, er, der so jung ist und so voll Sehnsucht! Heiß wurde es dem Gyuri, flammend heiß, und rote Lichter tanzten vor seinen Augen. Wenn sie über die Grenze kommen, diese Serben, in sein Heimatdorf einfallen, wo die Mariska allein ist bei der alten Mutter! Sie ist schön, die Mariska — so schön! Und die Männer vom Dorf sind alle einberufen! Man hört überall, daß sie wie die Teufel sind, die Serben, Frauen und Kinder nicht schonen — nein — Herrgott im Himmel, nein, das darf nicht sein! Sie sollen nicht — sie dürfen nicht — er muß die Mariska schützen — er muß es — aber — was soll er nur tun — er der hier umherläuft, untätig! — Und plötzlich winkt der Gyuri seinen Kameraden heran und zwingt den, seine Stelle einzunehmen, er stürzt hinüber, wo sein Leutnant sich gerade zum Schlafen anschickt, stürzt vor ihm auf die Knie und flüstert aufgeregt, bittend, beschwörend — —

Der Mond war hinter den Bergen verschwunden, schlafend lag der dunkle bewegungslose Fluß. Da — was war das? Lautlos, mit großen mächtigen Stößen schoß es querüber, einer, noch einer, wieder einer. Wie Ragen krochen sie die steile Böschung hinan, schlichen um die Vergede herum. Und immer aufs neue die schwarzen, lautlosen Punkte im Strom, die an das jenseitige Ufer streben.

Plötzlich tönt ein ohrenbetäubendes Krachen und Donnern in die tiefe Stille, jammervolle Aufschreie, Flintenschüsse und endlich braulende, nimmer endenwollende Hurrarufe! Wie der Teufel waren die Ungarn über die nichtsahnenden Serben hergefallen, die keines Angriffs gewärtig, im tiefen Schlaf überrascht wurden. Eine Handvoll Soldaten nur, aber besetzt von der Tollkühnheit der Verzweiflung, die nur ein Siegen oder Sterben kennt! Jeder Einzelne wußte, daß es ein Wagnis war — und jeder Einzelne kämpfte um sein Leben wie ein Wilder! Allen voran Gyuri, der um sich hieb loschlug für drei. Hieb- und fuchsig, schien er sich zu verdoppeln, war allen voran, mitten im dichtesten Gewühl ertönte seine anfeuernde Rufe, sein klingendes Siegesgeheul, alles mit sich reißend in seiner suggestiven Macht. Nur ein Gedanke war in ihm: sie niedermachen, die Hunde, sie vom Erdboden vertilgen, die den Krieg erzwungen haben, den Krieg, der ihm sein Glück rauben will.

Die Serben wußten nicht mehr: war der Teufel selbst über sie gekommen, war es die ganze feindliche Armee, die sich da auf sie stürzte; denn die paar Soldaten, die sie am Nachmittag gestiehet, und sich für den Morgen hatten aufsparen wollen, die konnten es doch nicht sein, die da einhieben in ihre Reihen, daß sie sich bedenklich lichteten. Ein panikartiges Erschrecken ergriff die Aufgeheuchten, sie gaben es auf, sich der wilden Bravour der Ungarn weiter entgegenzustellen. Waffen und Munition in Stich lassend, liefen sie davon wie gejagt, ohne an ihre Verwundeten zu denken; liefen — liefen.

Und jetzt erst, da sie erschöpft im feindlichen Lager standen — als Sieger, kamen die Ungarn zum Bewußtsein. Konnte das denn auch sein? Sie, die kleine Wachpatrouille hatte ein ihnen an Zahl vierfach überlegenes Detachement glattweg verjagt, fast ohne jeden Verlust ihrerseits, denn auf die paar Streifschüsse, die einige von ihnen abbekommen, achteten sie kaum. Jubelnd umringten sie Gyuri, der totenbleich, schweratmend und mit geschlossenen Augen, aber unverletzt, an einem Baum lehnte.

„Gyuri, der Held!“ Tösend und brausend drang es an das Ohr des Halbbewußtlosen. Das wußten sie alle, ihm allein verdankten sie diesen Sieg, er war es gewesen, der diesen Handstreich ausgeführt, ihn von dem Leutnant fast erbettelt. Seiner fortziehenden,



In Geldverlegenheit. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Georg Hoffmann in München.)

wilden Begeisterung verdankten sie den tollen Mut, der sie schier unbefieglich gemacht. Sie umarmten und küßten den jetzt vollständig Apathischen. Der Leutnant drückte ihm warm die Hand und versprach, höheren Orts ihn sofort zur Beförderung vorzuschlagen.

Gyuri verstand kaum, was man von ihm sprach. In ihm war auch jetzt nur ein Gedanke: „So wie die muß ich alle versagen — alle — alle, die Hunde, damit Ruhe wird im Vaterland, Ruhe für den alten König und Ruhe für unser Glück!“

Funken und Flammen.

(Schluß).

Original-Roman von Max Pollaczek.

(Nachdruck verboten.)

Nachdem er mit dieser sonderbaren Beschäftigung anderthalb Stunden verbracht hatte, war er so durchgefroren, daß er in einem Kaffeehause einkehren mußte. Die gewünschte Bouillon bekam er nicht, dazu war es noch zu früh, und er war schon zufrieden, daß man ihm, während rings um ihn geraunt wurde, einen Grog brachte.

Dann fuhr er nach Hause. Aber auch hier mußte er nichts Rechtes anzufangen. Es war ihm durchaus unmöglich, irgend etwas zu arbeiten, und so schritt er mit großen Schritten in seiner Stube auf und ab und suchte sich vorzustellen, in welcher Stimmung er morgen um diese Zeit sein würde. Er war froh, daß es Zeit wurde, zur Hauptprobe zu gehen.

Als er ankam, war die Probe schon im Gange. Es wollte aber heute nichts klappen. Der Regisseur schimpfte und tobte. Die Mitglieder murrten, Inspektor und Arbeiter fluchten. Da man ihm auch nicht höflich begegnete, ging er noch vor Schluß weg. Seine Stimmung war unter Null.

Ein Schauspieler, der im letzten Akt nichts zu tun hatte, begleitete ihn ein Stück. Er nahm sich in seinem prachtvollen Pelz recht stattlich gegen den kleinen Globig in seinem schon ein wenig verichossenen Ueberzieher aus. Als er des Verfassers niedergeschlagene Miene sah, tröstete er ihn.

„Raffen Sie auf, Doktor, das wird heute Abend ein Bombenerfolg; wenn es auf der Generalprobe Mord und Totschlag gibt, dann ist das immer so. Donnermetter, das dauert heute wer weiß wie lange. Es ist ein Segen, daß ich noch zur rechten Zeit zum Essen komme.“

Er reichte Globig zwei Finger der rechten Hand, nickte ihm vertraulich zu und sprang auf einen vorüberfahrenden Straßenbahnwagen.

Globig stand wieder allein, und ihm graute vor dem unendlich langen Nachmittag. Nicht weil er Hunger hatte, sondern nur, um einen Teil der Zeit hinzubringen, trat er in ein Restaurant und ließ sich etwas zu essen geben. Nachdem er ein paar Löffel Suppe genommen hatte, widerstand ihm jede Speise, der Aufenthalt im Lokal wurde ihm unerträglich, er bezahlte rasch und ging.

Er sah nach der Uhr. Einhalb drei durch.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Um diese Zeit war Doktor Kröning zu Hause und hatte schon gespeist. Den wollte er besuchen. Er führte seinen Vorsatz aus und störte dadurch Kröning in seinem Mittagschlafchen. Als er sich deswegen entschuldigte, beruhigte ihn der Freund mit gutmütigem Lächeln.

„Bitte, rede nicht erst darüber, ich kann mir ganz gut vorstellen, wie Dir zumute ist, mein Lieber.“

„Schlimmer als der bewußten Goetheschen Ratte,“ gestand Globig.

„Das ist kein Wunder; das erste Stück vor Berliner Publikum, aber laß gut sein, die Karre wird schon schief gehen. Nennst Du doch nichts mehr. Sage: Ich hab's gewagt und wart's ab.“

Globig lachte trübe.

„Ich habe so eine Ahnung, als wenn ich morgen der durchgefallenste Mann in ganz Berlin sein werde.“

„Du würdest Dich auch dann noch in guter Gesellschaft befinden, aber nun wollen wir mal dieses Thema aufstecken. Drinnen bei meiner Frau sitzt die Stegemännin und trinkt eine Tasse Kaffee oder zwei, bevor sie ihren Dornenweg zu ihren Schülern geht. Komm mit!“

Sie fanden beide Damen in eifrigster Unterhaltung.

„Wir sprachen von Ihrem Stück, Herr Doktor,“ erklärte Frau Ellg nach der Begrüßung, „wir können den heutigen Abend kaum erwarten.“

„O weh,“ sagte Kröning, „hier sind wir aus dem Regen unter die Traufe gekommen. — Kinder, tut uns den Gefallen, und laßt uns jetzt mit der Premiere zufrieden, der arme Kerl ist sowieso schon halb verrückt. Du, Ellg, gib ihm ein bißchen Mokka und Ste, Stegemännin, erzählen Sie ihm irgend was, aber nichts vom Theater.“

Fünf Minuten sprach man wirklich nicht davon, dann aber, auf einmal, ohne daß man es wußte, war der Anfang gemacht

hatte, befand man sich wieder in der lebhaftesten Diskussion darüber. Alle waren so bei der Sache, daß sie höchlichst erstaunt waren, als Ellg, nach ihrer Uhr sehend, aufsprang und erklärte, sich schon über eine Viertelstunde verspätet zu haben. Sie verabschiedete sich, und auch Globig brach auf.

Als er ihr auf der Straße Adieu sagte, hielt er ihre Hand ein wenig länger als sonst in der seinen.

„Wollen Sie mir nicht ein gutes Wort auf den Weg geben, Fräulein Ellg?“

Sie ließ ihm ihre Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen das Glück, das Sie verdienen. Auf Wiedersehen!“ Sie ging.

Er sah ihr einen Augenblick nach. Es war ihm leichter ums Herz geworden. Er brachte es über sich, in einer Konditorei eine Anzahl Zeitungen zu lesen. Darüber wurde es so spät, daß er nach Hause eilen mußte, um sich anzukleiden, falls er den Anfang der Vorstellung nicht versäumen wollte.

Als er ankam, waren nur wenige Besucher schon anwesend, aber der Kassierer sagte Globig gleich, daß der Vorverkauf bedeutend gewesen sei und daß das Haus vollbesetzt sein würde. Da der Direktor nicht im Bureau, sondern auf der Bühne war, begab er sich auch dahin. Der vielbeschäftigte Mann hatte für ihn vorläufig keine Zeit, und so betrachtete Globig unterdessen durch das Loch im Vorhang, wie sich Parkett und Logen rasch füllten. Er sah auch Lore Löwenthal ihren Platz einnehmen, sie sah vorn an der Brüstung, ihr Mann hinter ihr. Sie richtete ihr Glas nach allen Seiten — suchte ihn? Er dachte an morgen, und das Herz schlug ihm.

Da klopfte ihm der Direktor auf die Schulter.

„Sie sehen sich wohl das Richterkollegium an, Doktor? Haben Sie schon viele Bekannte entdeckt?“

„Einige — ich sehe sowieso nicht gut, und in dem Gemimmel von Köpfen kann ich gar nichts erkennen.“

„Es wird alles da sein, wir haben ganz schön wartiert. Uebrigens auch die ganze Presse ist da, und zwar erste Garnitur.“

Der Direktor ging, und instinktiv folgte ihm Globig.

An der kleinen Tür, die aus dem Garderobenraum in den Gang hinter den Logen führte, trafen sie Meyer. Der blickte mit etwas spöttischem Lächeln den bleichen Verfasser an. Er deutete auf die Pforte, die der Direktor rasch geschlossen hatte.

„Ja, mein Bester, das ist eine sehr bedeutungsvolle Schwelle. So mancher wünscht, er dürfte sie überschreiten, aber er weiß oft nicht, was er sich wünscht. Hier vorn ist er der Herr, der unumschränkte Gebieter, ist er „Publikum“, und dort ist er Sklave — Dichter oder Künstler, er ist dem Publikum untertan.“

Der Direktor hatte sich diese schöne Rede nicht angehört, er hatte inzwischen einige Bekannte begrüßt. Jetzt kam er zurück. Auch er war erregt und im Premierenfieber.

„Raus oder rein?“ fragte er.

Schon erklang das Glockenzeichen, der Zuschauerraum wurde dunkel und der Vorhang hob sich.

Globig hörte nicht, was die Schauspieler sprachen, er befand sich in einer Art Betäubung, bis ihn plötzlich ein sonderbares Geräusch ins Bewußtsein zurückführte. Es wurde gelacht und geklatscht. Von nun an folgte er mit voller Ruhe und Kaltblütigkeit den Vorgängen. Er ertrug es sogar mit Humor, daß am Ende des ersten Aktes von einzelnen geizigt wurde. Freilich wurden sie bald durch die Klatscher zum Schweigen gebracht.

Der zweite Akt wies einige gewagte Szenen auf, in denen „die Reisenden unter sich“ geschildert wurden. Das Publikum wußte anscheinend nicht recht, wie es sich dazu stellen sollte, und ließ es geschehen, daß wieder von einigen geizigt wurde. Die Stimmung wurde schwül; Erfahrene witterten einen Skandal.

Und er kam; plötzlich, wie auf ein gegebenes Signal brach ein Höllelärm aus, es wurde geizigt, geschrien, gepfiffen. Auf der Bühne wurde man unruhig. Der Dialog geriet ins Stocken, die Schauspieler liefen aufgeregt umher. Diese Un-

ruhe teilte sich dem größten Teil der Besucher, die nicht in der Versuchung waren, mit. Einige von ihnen fingen aus Lust am Nadau an, mitzupfeifen. Es half nichts, der Vorhang mußte fallen.

Globig hatte von einer Kulisse aus mit angesehen, wie Leisegang, der in einer der vorderen Parkettreihen saß, den Spektakel dirigierte. Ein furchtbarer Born ergriff ihn und daneben ein Gefühl der Beschämung, ein starker Trost und das lähmende Gefühl der Ohnmacht. Was sollte er noch hier?

Nicht rechts und nicht links schauend, stürzte er davon, ohne sich von irgend jemand aufhalten zu lassen. Als er durch das Vestibül rannte, bemerkte er, daß auch etliche Zuschauer das Theater verließen. Unter ihnen Lore Löwenthal und ihr Mann.

„Ah, sieh da, der Doktor,“ rief dieser und wollte hinüber. Aber Lore legte ihren Arm auf den seinen.

„Durchgefallen,“ sagte sie ziemlich laut, „es lohnt sich nicht länger, zu bleiben.“

Sie nickte hochmütig zu Globig — „Ich kondoliere, Herr Doktor —“ und stieg in die Droschke.

Wie angewurzelt blieb Globig stehen. Trotz der Winterkälte glühte er. Das Gesicht brannte ihm, er knöpfte Ueberzieher und Rock auf. Er fühlte sich unsäglich elend.

Plötzlich schritt eine Gestalt auf ihn zu, er erkannte in ihr zu seinem Erstaunen Fräulein Stegemann.

„Sie Armer,“ redete sie ihn an. „Dacht' ich mir's doch, daß Sie nicht in dieser Hölle bleiben würden. Krönings haben nicht schlecht Augen gemacht, als sie mich aufspringen und wie eine Befessene hinausrennen sahen. Ich hab' mir schnell mein bißchen Kram geholt und da bin ich. Nun kommen Sie!“

Er vermochte nicht zu antworten, so wogte es in ihm.

Und jetzt begann sie zu sprechen. Was sich denn eigentlich geändert habe? Nichts! Sei das Stück schlechter geworden, weil nachlässige Feinde es zu Fall gebracht hätten? Sei sein Talent kleiner geworden, weil man ihn ausgepiffen habe? Er habe weichen müssen, wolle er sich auch innerlich für besiegt erklären? Nun gerade solle er den Kopf oben behalten! Ein Mißersola sei noch lange kein verlorenes Leben.

Ab und zu widersprach er ihr, aber sie wußte ihn immer zu widerlegen, und er ließ sich gern von ihren Gründen gefangen nehmen. Sein Grimm trat zurück vor der Verwundung, die sie in ihm erregte. Das hätte er hinter der schlichten Klavierlehrerin nicht gesucht. Warm und licht wurde es in ihm, nun wußte er es, er stand nicht mehr allein auf der Welt.

Und jetzt erinnerte sie ihn daran, daß man ihn früher wohl Frechdachs genannt habe, er sollte dieser Bezeichnung in gutem Sinne Ehre machen.

Ohne daß sie selbst darauf achteten, hatten auch sie den Weg zu Kempinsky eingeschlagen, wohin er sich mit Krönings und mit Meyer verabredet hatte. Einen Augenblick zögerte er,

einzutreten, dann aber sagte er sich: „Ach was, ich kann mich doch nicht in ein Mauselloch verkriechen.“

Er bat sie miteinzutreten. Sie schwankte, und da lächelte er zum erstenmal am heutigen Abend wieder.

Ohne jede Vermittlung fragte er sie: „Werden Sie auch mit Ihrem Verlobten nicht ein öffentliches Lokal betreten?“

Sie nickte nur, ihre Augen leuchteten, ihre Hände fanden sich, und dann gingen sie zusammen hinein, als Brautleute. Er war wie umgewandelt.

„Sieh, Schatz,“ sagte er, „was kümmert mich jetzt all das Gäßliche, das ich heute erlebte. Es ist, als wenn es weit, weit hinter mir läge. Ich habe mein Glück gefunden, und der größte Erfolg hätte mich nicht glücklicher machen können.“

Auch sie war gesprächig und auch ihr sah man die Freude an.

„Nun wird es für uns beide arbeiten, tapfer arbeiten heißen, aber nur Arbeit, und nur sie allein bringt Segen.“

Die Stunden vergingen ihnen im Fluge, sie achteten nicht auf ihre geräuschvolle Umgebung, und vergaßen alles um sich her. Plötzlich schlug eine Stimme an ihr Ohr.

„Gratulor, gratulor! Was ist das für ein Mensch? Da sitzt er ruhig, isst und trinkt, und soeben hat ein volles Haus sich die Kehlen nach ihm heiser geschrien.“

Meyer stand vor ihm.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Globig, halb erschrocken, halb geärgert.

Meyer lachte.

„Na, einfach. Das Publikum kam zur Vernunft, schrie: Weiterpielen, es wurde weitergespielt, und es ist ein Bombenerfolg geworden. Ich hab's schon überall hin telegraphiert.“

Während er noch erzählte, kamen auch Krönings an, auch Rotenhahn fand sich ein und mit ihm Madeleine de Grisbert, die von einem glattrasierten Herrn begleitet war.

„Auch ich war im Theater,“ sagte sie, „und wollte Ihnen gratulieren. Ah, Sie werden morgen eine gute Presse haben.“

Als sie den verwunderten Blick sah, den Globig auf ihren Begleiter warf, stellte sie ihn vor: „Mr. Dréton, von den Bouffes, ein Landsmann und Kollege. Wir gehen beide nach Schweden. Vielleicht heiraten wir, vielleicht auch nicht.“

Dann rauschte sie davon.

Am Tisch erhob sich nun ein unendliches Gewirr von Glückwünschen, Ausrufen und Berichten.

Globig hörte alles ruhig mit an.

„Ich danke Ihnen allen,“ sagte er endlich, „ich freue mich auch von Herzen, aber mein Glück ist nicht mehr von fremden Menschen und ihren Launen abhängig.“

Er reichte Elise die Hand und fuhr fort: „Wir haben uns verlobt.“

Alle starrten das Paar erstaunt an, und da nickte er ihnen zu und fragte: „Nun — verdient dies Familienereignis nicht auch einen Glückwunsch?“

— Ende. —

Das englische Seegespensst.

Admiral Jellicoe leistet dem britischen Reiche einen unvergleichlichen Dienst, indem er die deutsche Flotte von der hohen See fernhält. Eine große Seeschlacht zwischen der englischen und deutschen Flotte könnte genau die Lage herbeiführen, die die Einleitung des Flottengeheges im Jahre 1900 stiftete. Wir würden siegen, aber der Preis könnte so hoch sein, daß wir eine Zeitlang aufhören würden, die größte Seemacht der Welt zu sein. (Das „Risiko“.) Die Times.

Gespensstern steht nicht mehr im Kredo
Des Seemanns, — glaubt noch wer daran?
Vor Unterseeboot und Torpedo
Entflohn ist der Klabautermann.
Wär' nicht der Holländer versunken.
Erlöst durch Senta's Liebesmacht,
Man hätte längst mit Telefunken
Als Seegefahr ihn aufgebracht.

Des Meeres Geister sind entwichen,
Die einst geherrscht in Sturm und Graus;
Der alte Seespuk ist verblichen,
Der grünste Junge lacht ihn aus.
Und doch ist neuerdings erschienen
Ein Seegespensst, wie keins noch war,
Entsetzlicher als alle Minen,
Und mächtiger als der Dreadnought-Schar.

Da, Schiff auf Schiff, zu Englands Reide
Die deutsche Flotte kühn erstand,
War gegen uns, geschürt vom Neide,
Der Briten Feindschaft hell entbrannt.
Doch ob „zwei Kiele gegen einen“
Sie schufen ohne Ruh' und Raß,
Hat sie trotz allem Furchtlosheimen
Die allergrößte Furcht erfaßt.

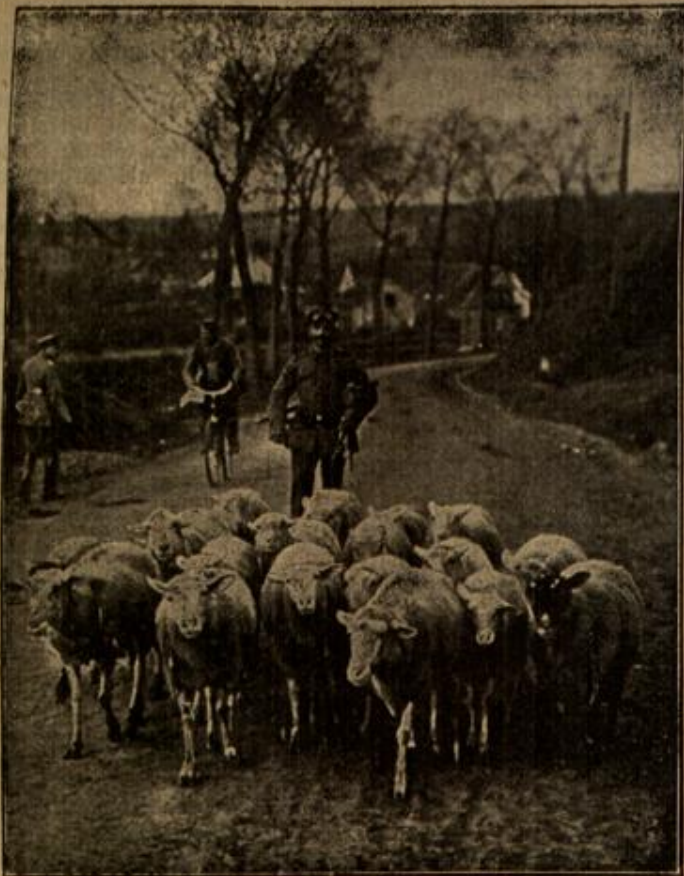
Denn langsam aus der Nordsee Gründen
Hob sich ein gräulich Ungeheuer,
Aus abgrundtiefen Strudelschlünden
Entquoll's gleich tausend Kraken ihm.
Und jeder hielt in seinen Fängen
Ein Schiff, zertrümmert und zerpreßt,
Und sog an blut'gen Eisensträngen
Und an geborst'nem Stahl sich fest.

Denn — rechnet es — im schönsten Siege
Geht ihm die Hälfte Schiffe drauf:
Die Meeresherrschaft wird zur Lüge
Es treten Mitbeherrscher auf.
Der Deutsche gar, ist er im Glücke,
Baut sich 'ne Flotte doppelt groß —
Kurz überall grinst voller Lücke
Das Seegespensst des Risiko's.

Die deutsche Flotte zu versenken
Beim Kriegsbeginn mit Mann und Maus,
War Albions vetterliches Denken,
Doch ward noch immer nichts daraus.
Nicht etwa uns're scharfen Waffen
Vermeidet's, nein, — es macht ihm bloß
Als böser Höllenspuk zu schaffen
Das Seegespensst des Risiko's.

Ein Riesen-Seespuk war das Ganze,
Des gräßlichsten Entsetzens Bild,
Ein wäßer Traum im Halbmondglanze,
Der aus sich selber wächst und quillt.
Es schlich und schob das Ungeheuer
Voll Dunst auf Englands Flotte los,
Und schlang sich um ihr Stahlgemäuer
Als Seegespensst des „Risiko's“.

Das „Risiko?“ Ja! Englands Schiffe,
Was oben und was unten fährt,
Graußt es vor deutschen Flottentniffen,
Denn die sind gar nicht gern begehrt.
Der Briten Seewehr hält bedächtig
Sich fern von jedem Schuß und Stoß,
Es fürchtet ganz Britannien mächtig
Das Seegespensst des Risiko's.



Eine gerettete Hammelherde.

Eine herrenlose Hammelherde wird von einem deutschen Soldaten aus einem gerichossenen Orte in Nordfrankreich herausgebracht, da die gesamte Bevölkerung geflüchtet ist. Die Hammel werden nun von unseren Soldaten gepflegt, bis die Feldflüche die Vierbeiner requiriert. — Zum Präsidenten der Schweiz für 1915 ist Dr. Giuseppe Motta gewählt. Er ist am 29. Dezember 1871 in Nivico im Vivinental geboren und studierte in Deutschland. Seit 1899 befindet er sich im Nationalrat. — Der ungarische Husar und seine Braut. Wie landesüblich mit dem Kopftuch geschmückt, begleitet die ungarische Braut den Husaren zur Abreise nach der Front zum Bahnhof. Als erste



Dr. Giuseppe Motta, der neue schweizerische Bundespräsident.

gemütlichen Skat oder einen Schafskopf zu klopfen, der manche über Langeweile hinweghilft. — Hinter den beschneiten Dünen bei Ostende. Wir sehen ein Winterbild von den Dünen westlich von Ostende, die als Barrikaden gegen die Angriffe der englischen Schiffe wertvolle Dienste leisten und tapfer von unseren Truppen verteidigt werden, die sich Unterstände errichtet haben, um gegen die Kälte geschützt zu sein.



Ein ungarischer Husar, der zur Front geht, wird von seiner Braut zur Bahn geleitet.



Alles in Fliegerbedeckung.



Hinter den beschneiten Dünen bei Ostende.